Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 31 | 4. August 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund“ ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zl. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Laß dich führen.

Laß dich führen, laß dich tragen,
Banges Herz, und werde still!
Sieh, es wird in künft'gen Tagen
Alles kommen, wie Gott will.
Zagen kann nur, wer vergißt,
Wessen Eigentum er ist;
Glaube sieht auf allen Wegen
Lauter Liebe, Lust und Segen.

Sieh die Lilien auf den Auen,
Wie sie blühn so licht und rein
Ohne Sorgen, ohne Grauen;
Sollst du nicht wie diese sein?
Laß den Gärtner walten still,
Laß Ihn handeln, wie Er will,
Laß Ihn für die Herrlichkeiten
Seine Lilien zubereiten.

Lerne kindlich gläubig nehmen
Gnad' um Gnad' aus Jesu Hand.
Stimmt auch Mißtrau'n, Angst und Grämen
Mit dem sel'gen Gnadenstand?
Der dich bis zum Tod geliebt,
Dir gewißlich alles gibt!
Laß dich lieben, laß dir geben
Frieden, Freude, ew'ges Leben.

Bewahrung.

2. Thess. 3, 3.

Bibelkundige Leser wissen, daß die Zeiten, in denen wir Leben, verzweifelt böse und gefahrdrohend sind. Wohl noch nie hat Satan so frei und offen seine Macht bekundet und seine feinsten Listen und Verführungen geoffenbart wie in unseren Tagen. Es kommt einem oft

vor, als ob der Abgrund sich selbst geöffnet habe und mehr als sonst die höllischen Mächte, die Geister der Verführung und des Verderbens, sich auf die Menschenmassen stürzten.

Wie wird der Haß und die Feindschaft gegen alles göttliche immer bewußter, vorsätzlicher, raffinierter und boshafter. Wenn unser Gott die aufhaltenden Kräfte und Mächte vollends wegnimmt, so können wir in kürzester Zeit Dinge erleben, die unser Erstaunen, ja unser Grauen erregen. Daß in solcher Zeit durch das Herz des einzelnen Christen, sowie durch die ganze Schar der Gläubigen, ein ängstliches Gefühl, ein Bangen und Zagen geht, ist zu verstehen. Wer wird in dieser schweren, versuchungsvollen Zeit standhalten können? Wer wird durchkommen? Wird die vorhandene Kraft auch ausreichen, um dem Feind aus dem Abgrunde, den bösen Geistern, die in der Luft herrschen, und auch den verführerischen Menschen, überhaupt all dem Argen in dieser Welt, widerstehen zu können? Es wogt und wallt ja überall. Die Berge stürzen, die Hügel wanken und die Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe ist und dort eine Tiefe sich auftut. Wer wird bestehen können und erhalten bleiben?

Mitten hinein in dies ängstliche Fragen ist ein Wort am Platz, das Paulus an die Thessalonicher schreibt, welches lautet: „Aber der Herr ist treu, er wird euch stärken und bewahren vor dem Argen".

Ein solches Wort von Gott eingegeben, das wahr ist und ewig bleibt, haben wir für solche Zeiten so nötig. Wir dürfen es voll und ganz auf uns anwenden. Denn jeder Gläubige darf das Gute, das dem Volke Gottes irgendwo in der Bibel verheißen ist, unbedenklich für sich nehmen und auf sich beziehen.

Drr Herr ist treu. Tausendmal sei dir, o Gott, dafür gedankt! Denn unsre Sicherheit beruht nicht auf unsrer Treue, auch nicht in unsern Gefühlen, sondern in dem allmächtigen, ewig treuen Gott. Und darum ist unser Trost in dieser bösen Zeit nichts Geringeres als Gottes Macht und Gottes Treue. Ach, daß wir dies alle recht zu Herzen nehmen würden! Wir würden ruhiger bleiben in allen Stürmen der Gegenwart, und getroster würden wir in das Dunkel der Zukunft schauen.

Der Herr ist treu, Er wird euch stärken. Das ist's auch, was wir brauchen, wenn wir nicht zugrunde gehen oder unterliegen wollen im schweren Kampf. Gott ändert nicht immer die Verhältnisse. Er erlöst uns auch nicht immer von den Menschen, an denen wir so schwer tragen. Er macht nicht allem Kampf und Streit auf einmal ein Ende. Das Böse muß ausreifen die Gottlosigkeit nimmt überhand, wir aber müssen unsren Platz behaupten. Gott aber tut das Rechte. Er stärkt die Seinen, er gibt Tragkraft, damit wir nicht unterliegen. Seine Kraft ist in allen Schwachen mächtig.

Ja, der Herr ist treu, er wird euch stärken und bewahren vor dem Argen. Es wäre sicher ein Unrecht, wenn wir in leichtsinniger Oberflächlichkeit in der Verachtung der Gefahr unser Heil suchen wollten. Nein, das darf nicht sein. Aber wir wollen ruhig all den drohenden Gefahren entgegenschauen, weil der Herr den Seinen Treue erweisen und sie bewahren wird. Unter Seinen Fittichen kann die Nacht mit ihrer Pestilenz den Seinen nicht schaden, der Tag mit seinen Sorgen kann sie nicht verderben. Sie durchleben sicher die Jugend mit ihren Versuchungen, durchschiffen das mittlere Alter mit seinem Arbeitstrieb. Und schenkt der Herr ein hohes Alter, dann wird Er sie auch nicht verlassen noch versäumen, und neigen sich endlich die Schatten des Todes, so wird Er sie durchs Todestal träumend führen. Was Arges auch kommen mag, der Herr weiß uns zu bewahren. Der Sturm tobt noch, noch sind die Mächte der Finsternis am Anschwellen, noch regiert Fürst Satan, aber der Herr ist noch größer in der Höhe. Er wird die Seinen schützen vor dem Argen, in welcher Weise und in welcher Gestalt es auch an sie herantreten mag. Gott ist treu! Er wird Sein Wort halten. Er ist nicht ein Mensch, der da lüge, noch ein Menschenkind, daß Ihn etwas gereue. Darum laßt uns gläubige, zukunftsfreudige, hoffnungsstarke Christen sein. Ev. Botsch.

Aus der Werkstatt

Ein eigenartiger Kampf wütet jetzt in Rußland zwischen Christentum und offenem Antichristentum, auf dessen Ausgang die ganze Welt gespannt ist. Die Sowjetregierung sieht schon ein, daß das religiöse Gefühl sich nicht so leicht ausrotten läßt, als sie es sich anfänglich dachte. Nachdem die „Aufklärung", von der man sich großen Erfolg versprach, nichts gefruchtet hat, das Sehnen nach Gott, Gottesdienst und Gotteshilfe sich vielmehr unter dem Druck politischer, sozialer und wirtschaftlicher Schranken gesteigert hat, sucht

man allerlei andere Mittel anzuwenden, diese, für das bolschewistische Regiment unpassende und gefährliche Erscheinung zu bekämpfen. Anfänglich glaubte man, dies erreichen zu können durch die Verstaatlichung der Kirchengebäude, Entrechtung der orthodoxen Kirchengemeinden und Einziehung der Kirchengüter, während man sich um die anderen Gemeinschaften weniger kümmerte, ja ihnen in gewissem Sinne, vielleicht auch mit besonderer Absicht, sogar günstig gestimmt war. Nun hat sich aber das Blatt gewendet, denn man hat erkannt, daß in den Gemeinschaften, besonders der Gläubigen, das religiöse Gefühl viel tiefer wurzelt als in der Kirche, und man geht jetzt schonungslos gegen beide vor. Einiges darüber haben wir schon an dieser Stelle den werten Lesern ab und zu mitgeteilt. Erwähnenswert ist auch, was die „Rigaer Rundschau" vom 31. Mai d. J. über die Ostervorgänge berichtet. Der Bericht lautet:

„Es war eine richtige „betrunkene Woche". Am Montag, den 29. April ging es schon los. Rotbehängte Autos mit GPU.- (politische Polizei) Offizieren jagten durch die Straßen. In fieberhafter Eile schmückten sich die Häuser mit Gehängen aus Tannengrün, bunten Lämpchen und rostroten Farben. Die prunkenden Häuser erinnerten an eitle Bauernmädchen, nur daß sie an ihren steinernen Busen statt des Medaillons des Geliebten — Leninbilder, Leninworte steckten. Am nächsten Morgen sah es aus, als sei durch die Straßen der Stadt ein Strom von Blut geflossen und an den verkalkten Wänden die dicken geronnenen Flecken hängen geblieben. Quer über den Fahrdamm spannten sich rote Bänder, von denen in goldenen Lettern die Losung des Tages herunterschrie: „Es lebe der erste Mai!" „Es lebe die proletarische Weltrevolution!"

Auf dem breitauslandenden Platz vor dem Regierungsviertel wuchsen kubistische Dänkmäler der Revolution. In den Raum gestellte Aufrufe: „17 und 7!" Das soll heißen: Senkung der Produktionskosten um 7 Prozent und Erhöhung der Arbeitsleistung um 17 Prozent. Zum breiten Portal des Exekutivkomitees führte eine Allee körperlich gewordener Statistik, weiße und rote Kuben zeigten die Steigerung der Industrie seit 1913 von 100 auf 127 Prozent und die Senkung der landwirtschaftlichen Produktion von 100 auf 94 Prozent. Abends leuchten die Säulen, Kuben und Lämpchen. Es glühen die Zahlen: „100 nnd 127" — „17 und 7"! „Es lebe die proletarische Weltrevolution!"

Die Nacht zum 1. Mai ist voller Spannung und Bewegung: Truppen ziehen vorbei, geschlossene Arbeiterkolonnen marschieren singend, das Gewehr über die Schulter, in die Vorstädte. Um sechs Uhr früh reißt der erste Mai alle „Bürger" endgültig aus den Federn. Auf den Fabrikhöfen, den Korridoren der Verwaltungsgebäude und Gerichte, auf den halbdunklen Hausfluren sammeln und formieren sich die Gruppen. Sie fließen wie kleine Bäche aus allen Toren und Türen in den riesigen brodelnden Menschenstrom des Maiumzuges.

Jeder „Zelle" des Umzuges ist ihre Aufgabe zugewiesen. Hier steigen die Schauspieler auf ein Lastauto. Sie sind als Vertreter des alter Regiments grimiert und kostümiert und vor ihnen schleppen sich ihre Kollegen in schweren Ketten — es sind die politischen Verbrecher der Zarenzeit, die jetzigen Machthaber, eskortiert von operettenhaften Kosaken. Hinterher schwankt ein großer schwarzer Sarg, in dem eine Riesenflasche „Wódka" ruht, als Pfropfen ein silbernes Kreuz: Priester singen Gassenhauer als Grabgesang. Dort ein seltsames Trio: Pilsudski, Mussolini und Chamberlain. Mussolini hat ein Hakenkreuz auf der Stirn ein Bulldoggenkinn. Ununterbrochen wälzt sich die Menschenmenge vorbei, dazwischen Musikkapellen, karnevalistische Autos. Der Durchzug dauert über vier Stunden. Abstoßend wirken die Abteilungen bewaffneter Weiber in roten Kopftüchern: kreidebleiche gepuderte Gesichter, die Lippen blutrot geschminkt.

Vor der Stadt sammelt sich der Strom im uferlosen Becken des Flugplatzes. Die Regierung auf einer hölzernen Tribüne — buntes Hemd, Bluse, gewollt proletarisch. Die Rote Armee macht Parade. „Das Schwert der Revolution" erscheint aber heute nicht sehr furchtbar. Die Haltung der Soldaten ist nachlässig, unter den spitzigen Mützen mit dem roten Stern blicken gutmütige Bauerngesichter. Plötzlich eine Bewegung—an der Spitze eines Bataillons klopft ein schneidiger, eleganter Offizier preußischen Parademarsch, das gibt es noch.

Am 2. und 3. Mai herrscht Totenstille. die Läden sind geschlossen. Bis zum 6. Mai ist Feiertag! Am Morgen des 4. zieht unmerklich etwas anderes herauf; bald wird es deutlicher, triumphierender — Ostern. Die Feier des Proletariats ist versungen und vergessen das Volk betritt die Bühne. Wie durch ein Zauberwort wirft die Stadt ein weißes Gewand über. Irgendwo flattern bekümmert ein paar verblichene rote Fetzen. Hell glänzen die weißen Hemden der Männer, die weißen Kopftücher der Frauen. Die Sonne spiegelt sich in blankgewichsten Stiefeln und in pomadetriefendem Haar. In den Händen tragen sie Osterspeisen, in weiße Tücher sorgsam eingehüllt; sie sollen beim Ostergottesdienst um zwölf Uhr in der Nacht zum Sonntag, den 5. Mai, geweiht werden. Weggefegt ist die gröhlende Masse; der stille Glanz in den Augen verdunkelt das proletarische „17 und 7"!

Am Abend läuten die Glocken. Die Luft bebt und singt das Heil des Auferstandenen. Die Kirchen können die Gläubigen nicht fassen. Barhäuptig steht man in den Vorgärten bis auf die Straße. Ist es noch dasselbe Volk, das vor zwei Tagen die Weltrevolution des gottlosen Proletariats auf den Bajonettspitzen trug? Noch hängen die Bilder von Lenin — aber schon regiert Christus. Punkt 12 Uhr nachts scheint die Luft zu erzittern von einem Schrei: „Christus ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!" Die Glocken setzen manchmal ein. Für Augenblicke ist die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken verschwunden wie ein böser Spuck — Rußland ist auferstanden. Die Menschen küssen einander in der Kirche, auf der Straße mit einem dreifachen Kuß... Wahrlich, Christus ist auferstanden!

Der Traum verfliegt. Autos rasen heran. Innerhalb weniger Sekunden ist die Kathedrale umzingelt. Bajonette glitzern im Schein von tausend Osterkerzen. Ein Trommelwirbel. Die Militärkapelle setzt ein. „Ich bete an die Macht der Liebe", nur die ersten Takte, dann unvermittelt ein Kneipenlied. Eine Orgie der Gotteslästerung spielt sich vor den Stufen des Gotteshauses ab. Eine Puppe als Leiche Christi wird zum Mittelpunkt gemeiner Vorgänge.

Hier wird Christus, der Auferstandene, nochmals gekreuzigt. Da öffnet sich das Kirchenportal. Der greise Metropolit tritt hervor. Er ruft mit bebender

Stimme in die rasende Masse: „Rechtgläubige, Christus ist auferstanden"! Brüllendes Gelächter schlägt ihm entgegen. Im Chor brüllen hundert Stimmen: „Lüge nicht, altes Schwein! Der Teufel ist auferstanden!" Bajonette beschützen das Pack. Man nennt das Freiheit der Weltanschauung: diese Bürger treiben „antireligiöse Propaganda". Die Menge schwillt an — Glocken, Blechmusik, Flüche, gellende Schreie, Lachen und Weinen klingen ineinander. Der Kapellmeister der Gottlosen bricht zusammen, ein Messer zwischen den Rippen. Knochige Bauernfäuste zerschmetern den Tänzern Nase und Mund. Schüsse krachen. In gestrecktem Galopp wirft sich die berittene Miliz mitten in die brüllende Menge.

Das ist ein kleines Bild aus diesem Lande der Schrecken Wird es noch lange so gehen? Wird das Antichristentum doch vielleicht endlich siegen? Das sind Fragen, die einem unwillkürlich beim Lesen der Zeilen aufsteigen, und doch fällt es schwer, darauf eine sichere und klare Antwort zu geben, trotzdem wir wissen, daß Gottes Sache nicht überwunden werden kann. Viel Schein- und Namenchristentum wird wohl zertreten und als Spreu von dem Sturm des Antichristentums weggefegt werden, aber der reine, echte Weizen der wahren Christen, derer, die sich auf Leben und Tod dem Herrn, ihrem himmlischen König ergeben haben, wird doch bleiben und lebend oder sterbend den preisen, der sie erlöst hat. Und das bedeutet Sieg. Wenn auch das leibliche Leben der Lava der Gottlosigkeit zum Opfer fällt, was äußerlich ein Sieg der Finsternis scheint zu sein, so bleibt doch die Sache unseres Gottes unüberwindbar und wird immer mehr erstarken und zunehmen. Es muß doch endlich offenbar werden: „Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!"

Die ersten Christen.

10. Der Umschwung innerhalb des Christentums.

Fortsetzung.

Das Gegenteil des Montanismus ist der Gnostizismus. Es ist schwer, diese Richtung, die in ihren ersten Keimen schon zu der Apostel Zeit bemerkbar, im zweiten Jahrhundert zu einer großen Gefahr für das Christentum heranwuchs, mit wenigen Zügen zu charakterisieren. Gnosis heißt Erkenntnis, und wie diese Richtung daher ihren Namen hat, so liegt darin auch ihr eigentliches Wesen, daß sie an die Stelle des Glaubens die Gnosis, die Erkenntnis setzt. Die Hauptfrage für den Gnostiker ist nicht die Heilsfrage: „Wie werde ich selig"? sondern er fragt nach der Entstehung und Entwicklung der Welt, nach dem Ursprunge des Bösen und der Herstellung der ursprünglichen Weltordnung. Darin gerade, diese zu erkennen, liegt ihm die Erlösung. Die stolzen Himmel und Erde umfassenden Systeme hatten etwas gewaltig imponierendes. Wie dürftig erschien dagegen das einfache Christentum! Die Weitherzigkeit hatte etwas ungemein verlockendes. Bei den Gnostikern schien das Christentum mit der Kultur gänzlich ausgesöhnt. Wie engherzig stand das Christentum dagegen da! Auch edlere Seelen konnte der Gedanke gefangen nehmen, auf diesem Wege die Welt für das Christentum zu gewinnen. Die große Menge wurde durch die Geheimniskrämerei angelockt, mit der die gnostischen Sekten sich umgaben, dadurch, daß sie, ganz dem Geschmacke der Zeit huldigend, kräftige Zauberformeln und Amulette (vermeintliches Schutzmittel) ausboten, einzelne auch wohl dadurch, daß es hier weniger streng genommen wurde mit der Sitte, daß sie hier Christen sein konnten, ohne Märtyrer zu werden. Aber der Sieg der Gnosis wäre der Untergang des Christtentums geworden. Es wäre in hundert Sekten zersplittert, der Unterschied zwischen ihm und dem Heidentum wäre verwischt und sein eigenstes Wesen hätte sich verloren, statt wirklich ein Neues zu schaffen, wäre es nur ein Element in der sich auflösenden Masse, eine Zutat mehr in dem gährenden Religionsmischmasch der Zeit geworden.

Als einen Kampf um seine Existenz hat denn auch das Christentum den Kampf gegen alle Gestalten der falschen Gnosis geführt. Mit der größten Entschiedenheit hat sie an den geschichtlichen Tatsachen als der Grundlage des wahren Christentums festgehalten und jeder Umsetzung derselben in einen symbolischen Schein gewehrt. Diese Tatsachen faßte es jetzt auf Grund der Schrift in eine kurze Glaubensregel zusammen, und diese Glaubensregel, deren vollendetster Ausdruck im apostolischen Symbolum (Glaubensbekenntnis) noch heute als Glaubensregel dient, warf es wie einen festen Damm dem Anfluten gnostischer Spekulationen entgegen. Da bekannte das Christentum gegenüber den gnostischen Phantasien einfach und schlicht Gott, den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, Da bekannte sie dem gnostischen Idealismus gegenüber einfach die realen geschichtlichen Tatsachen, daß der Sohn Gottes wahrhaftig Mensch geworden ist, geboren von der Jungfrau Maria, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, wahrhaftig auferstanden. Damit retete es das Christentum, damit begann es aber auch die Bekenntnisbildung, damit schuf es die Anfänge eines Katechismus und eben darin wieder eine notwendige Grundlage der Volkskirche. Weder der Montanismus noch der Gnostizismus hätten eine Volkskirche schaffen können. Jener hätte nur

einen Kreis von auserlesenen Heiligen gesammelt, dieser zwar eine große Menge zusammengebracht, aber mit verschwimmenden Grenzen gegen das Heidentum, so daß man nicht gewußt hätte, ob die Glieder der Kirche Christen oder Heiden wären. Indem die Kirche aber Montanismus und Gnostizismus glücklich überwand, gestaltete sie sich wirklich zur Volkskirche.

In diesen Kämpfen entwickelt sich endlich auch, und das ist für die Ausgestaltung der Kirche nicht minder wichtig, ihre Verfassung.

Eine Verfassung hat die Kirche von Anfang an gehabt; Ganz ungeschichtlich wäre es, sich die Gemeinden in irgend einer Zeit ohne Amt zu denken, als unorganisierten Haufen. Wo die Apostel Gemeinden gründeten, da setzten sie auch Gemeindebeamten ein. Diese hießen Presbyter, d. h. Aelteste, oder, was damals noch ganz gleichbedeutend war, Bischöfe, d. h. Aufseher. Jede Gemeinde hatte deren eine Mehrzahl. Nicht eine einzelne Persönlichkeit steht an der Spitze der Gemeinde, sondern ein Kollegium gleichberechtigter Aeltester. Das Amt derselben ist aber nicht in erster Linie Lehramt. Das Lehren war Sache der Apostel, und in weiterem Sinne konnte jeder in der Gemeinde lehrend auftreten, der eine Gabe dazu hatte. Nur die Weiber schließt Paulus aus. Die Aufgabe der Aeltesten war vielmehr, der Gemeinde vorzustehen, sie zu leiten und zu regieren; ihr Amt ist vor allem Regieramt. Aber allerdings machte es sich von selbst, daß ihnen meist auch die lehrhafte Erbauung der Gemeinde zufiel, weil sie als die hervorragenden Persönlichkeiten dazu auch am meisten geschickt waren. Daneben bestand in untergeordneter Stellung das Amt der Diakonen, d. h. Diener, nicht eigentlich oder gar ausschließlich als Amt der Barmherzigkeit, wie es heute manche darstellen, sondern überhaupt als Amt des Dienstes zur Hilfeleistung für die Presbyter, und so allerdings auch wesentlich für die Ausübung der Liebestätigkeit in der Gemeinde. Das Amt der Aeltesten war übrigens nur ein Gemeindeamt, kein Kirchenamt, das will sagen, es bezog sich lediglich auf die Einzelgemeinde, nicht auf die Gesamtkirche. Die einzelnen Gemeinden standen, abgesehen von der Verbindung, die in dem Wirken der keiner Einzelgemeinde angehörenden Apostel lag, nur in dem Zusammenhange mit einander, der durch den gemeinsamen Glauben und das alle verknüpfende Band der Liebe gegeben war. Ein verfassungsmäßiger Zusammenhang durch ein eine Mehrzahl von Einzelgemeinden umfassendes Kirchenamt war noch nicht vorhanden.

(Schluß folgt.)

Zurückgeführt.

von **Käthe Dorn.**

Fortsetzung.

Ja, der Herr hatte sie behütet in allem Unglück und Herzeleid. Ihre Tochter war gesund an Leib und Seele in frommer Unschuld aufgewachsen und hatte ihr nur Freude bereitet. Und nun war derselben durch Gottes gnädige Führung ein Beruf erschlossen worden, der sie vor Not und Entbehrung, die sie selbst so reichlich durchgekostet, schützen würde. Mußte sie nicht dem, der sie so wunderbar geführt, von ganzer Seele dafür dankbar sein? Ja, für ihr Kind konnte sie danken und bitten, heiß und inbrünstig, aber für den verlornen Gatten zu beten, o Gott! das war zu schwer. Frau Feller glaubte eine gute Christin zu sein, die sich willig unter die züchtigende Hand des Höchsten beugte; die auch ihr Kind auferzogen in der Liebe zu Ihm; doch auch noch Segen auf das Haupt dessen herabzuflehen, der ihr so viel Kummer und Schande angetan, das ging über ihre Kräfte, das konnte sie nicht.

Sie schlang die bebenden Hände fest ineinander und murmelte wiederholt: „Nein, ich kann es wirklich nicht!“ Dann stammelte sie halb mechanisch ein „Vaterunser“ und begab sich leise, um die Tochter nicht zu wecken, ins Schlafzimmer und suchte mit schwerem Herzen ihr Lager auf.

Die nächsten vierzehn Tage, die letzten des Beisammenseins mit der geliebten Tochter, verstrichen rasch unter den mannigfachen Besorgungen und Vorbereitungen, die zu Elisabeths Aufenthalt im Seminar erforderlich waren. Dann kam der Vormund, um sie in die nicht allzu ferne Hauptstadt abzuholen, wo sie vorerst die Prüfung bestehen mußte, die über ihre Aufnahme oder Zurückweisung entscheiden sollte.

Mit Zagen und Bangen und tausend Segenswünschen entließ die Mutter ihr Kind, um es in eine fremde, unbekannte Wellt zu stellen. Sie selber mußte nun Jahre lang allein sein, und es würde eine große Lücke in ihr Leben reißen, wenn sie nun nicht mehr täglich und

stündlich für Elisabeth sorgen könnte. Dieses unermüdliche Schaffen und Denken für ihr Kind hatte ja noch ihr ganzes Glück ausgemacht, und es fiel ihr schwer, sehr schwer, dieses Einzige, das wie ein Lichtstrahl in ihr einsames, schwergeprüftes Leben gefallen war, von sich zu geben, noch mehr aber bekümmerte sie der Gedanke, wie sich Elisabeth in den völlig ungewohnten Verhältnissen zurecht finden werde. Sie war ja noch nie von zu Hause fort gewesen, und es wurde ihr wohl oft recht hart angehen, wenn statt der sorgsam schützenden Liebe der Mutter sie strenge Zucht und eiserner Zwang anfaßten, doch es sollte ja zu ihrem späteren Glück geschehen, da mußte alle persönliche Empfindlichkeit weichen, und als dann gar nach einigen Tagen die frohe Botschaft eintraf, daß Elisabeth die Aufnahmeprüfung gut bestanden habe, da war es ein Lob- und Denkgebet, was das Mutterherz allein bewegte, da wollte sie selbst gerne in den Hintergrund treten, um ihrem Kinde den Lebensweg zu bahnen.

Elisabeth aber selber lag am Abend des Tages, der über ihre ganze Zukunft entschieden, noch lange wach auf ihrem Lager. Sie war zu erregt von all den neuen Eindrücken, um schon Ruhe finden zu können. Halb bewegte sie noch die Freude, daß alles so gut abgelaufen war, halb beherrschte sie ein trostloses Gefühl plötzlichen Verlassenseins, obwohl sie hier von mehr Menschen umgeben war als daheim; dazwischenhinein regten sich bange Zweifel, ob sie sich hier in der Anstalt, wo alle sich einer Ordnung unerbittlich beugen mußten, zumal die Mutter sie in ihrer unendlichen Liebe ein wenig verzärtelt und verwöhnt hatte, überhaupt werde wohl fühlen können. Sie war ihren jungen Berufsgenossinnen scheu und zurückhaltend entgegengetreten, und vor ihren Lehrern und Lehrerinnen empfand sie gar ein wenig Angst, sie schauten alle so streng und ernsthaft drein. Selbst für ihre Stubengenossinen — sie teilte ein Zimmer mit fünf anderen jungen Mädchen zusammen— konnte sie noch kein wärmeres Freundschaftsgefühl fassen, sie waren ihr alle so fremd und sie getraute sich nicht an sie heran; sie meinte natürlich in der ersten Zeit, daß es wohl immer so bliebe, und dieser Gedanke preßte ihr einen tiefen Seufzer und zuletzt gar bittere Tränen aus.

Da vernahm sie im Bett nebenan ein unterdrücktes, aber leidenschaftliches Schluchzen; dort mochte wohl ein junges Menschenherz ganz dieselben Zweifel und Befürchtungen durchkämpfen.

Das Bewußtsein, eine Leidensgefährtin hier zu finden, gab Elisabeth sofort den Halt zurück, und sie fand sogar den Mut, ihre Nachbarin leise anzureden: „Sei nur ruhig, Herta, und tröste dich mit mir, wir werden uns schon mit der Zeit drein finden!“

„Dir gefällt es also auch nicht, das ist nur gut“, tönte es fast mit Genugtuung zurück. „ich halte es überhaupt hier nicht aus, ich mag nicht all das dumme Zeug lernen und mich dann mit kleinen Kindern herumärgern, ich gehe morgen wieder weg! Gehst du auch mit?“

Elisabeth mußte fast lächeln bei diesem ungestümen und etwas unvernünftigen Vorschlag. „So hatte ich es nicht gemeint“, entgegnete sie beschwichtigend, „bleiben werden wir wohl müssen, und da ist es schon das beste, wir suchen uns recht bald einzuleben; wir wollen einander immer beistehen, ist dir das recht?“

„Meinetwegen“, lenkte Herta halb mißmutig, halb getröstet, ein, „aber wohl fühlen werde ich mich eben doch niemals hier“.

„Habe nur guten Mut“, redete Elisabeth zu, „es wird am Ende besser gehen, als du denkst, laß uns nur jetzt schlafen, damit die andern nicht aufwachen“.

Herta murmelte noch ein paar Mal ein leises trotziges: „Ich will aber nicht“, dann erstarb allmählich ihr tränenersticktes Schluchzen und schließlich hörte Elisabeth ihre ruhigen, regelmäßigen Atemzüge. Als ob sie nur darauf gewartet hätte, schloß auch sie die müden Augen, auf die sich bald ein tiefer, erquickender Schlummer senkte.

Der nächste Morgen und die folgenden Tage nahmen mit ihren vielfachen großen und kleinen Pflichten die jungen Mädchen so in Anspruch, daß ihnen gar keine Zeit blieb, an sich selbst zu denken. Auch das Bestreben der jungen Mädchen untereinander, eines dem andern im Lernen nachzueifern und es womöglich vorzutun, riß alle mit sich fort, so daß sogar Herta ihr Vorhaben, wegzulaufen, vollständig vergessen zu haben schien. Freilich fand sie allerhand Klagen und konnte sich mit ihrem lebhaften, an ungebundene Freiheit gewöhnten Naturell schwer in die bestehende Ordnung finden, doch dann wandte sie sich in ihrer ungestümen Weise an Elisabeth, die sie immer wieder mit sanftem Zuspruch und Trostwort zurecht zu bringen wußte.

Elisabeths stilles, frommes Wesen, übte aber auch auf die anderen jungen Mädchen einen merkwürdigen Einfluß aus; sie war bald der Liebling des ganzen Seminars geworden. Die älteren verzogen sie und die jüngeren schauten mit einer schwärmerischen Verehrung zu ihr empor. So wohl Elisabeth auch diese allseitige Liebe tat und so herzlich sie dieselbe erwiderte, hatte sie doch die „wilde Herta", wie man sie allgemein nannte, zum engeren Verkehr auserſehen, obwohl man sich zwei verschiedenartigere Naturen eigentlich gar nicht denken konnte. Doch schon der Umstand, daß sie gleich am ersten Abend einen gegenseitigen Anknüpfungspunkt gefunden, ließ sie einander rasch näher treten; sodann war es Hertas Hilfsbedürftigkeit und ihre treue Anhänglichkeit, die Elisabeth immer wieder der Freundin schroffe Seiten überwinden ließ, so daß sich bald um die beiden ungleichen Mädchen ein festes Freundschaftsband schlang. Und es war wunderbar, was kein Lehrer über den widerspenstigen Trotzkopf erzwang, das gelang Elisabeth durch ihr freundliches Ermahnen und Vorstellen. Kein Wunder, daß sie sich auch bei diesen einer allgemeinen Beliebtheit erfreute. Doch auch Elisabeths großer Lerneifer und ihr musterhaftes Betragen ließen sie die Wertschätzung ihrer Lehrer und Lehrerinnen gewinnen, und bald wurde sie allen Klassen als leuchtendes Vorbild hingestellt.

Das liebenswürdige und bescheidene Auftreten des jungen Mädchens ließ trotz dieser Bevorzugung keinen Neid in den Herzen ihrer Genossinnen aufkommen, sie waren im Gegenteil alle bemüht, ihrer lieben Elisabeth, die gegen alle gleich freundlich und gefällig war, in allen Stücken nachzueifern.

So flossen die Tage trotz ihrer fast einförmigen Gleichmäßigkeit rasch dahin und es währte nicht lange, so brachen die ersten Ferien an. Wie in einem Bienenstock summte und schwirrte es geschäftig hin und her und es dauerte nicht lange, so standen die Mauern des Seminars öde und verlassen da. Lehrer und Lehrerinnen zerstreuten sich in alle vier Winde; auch unsre Elisabeth saß im Bahnwagen und fuhr mit hochklopfendem Herzen dem stillen Dörfchen zu, das ihr zur Heimat geworden war. Wie freute sie sich auf ihr Mütterlein, es dünkte ihr fast eine Ewigkeit, seit sie dieselbe nicht mehr gesehen, obwohl erst sechs Wochen seitdem verflossen waren. Als sie geschieden, hatte es noch ziemlich winterlich ausgesehen, und nun grüßte sie das heimatliche Tal in vollem Schmuck des erwachten Lenzes. Der Pfingstgeist schwebte segnend über der Erde, und auch in Elisabeths Herz war ein neuer Geist eingekehrt, der Geist frischen, freudigen Schaffens und ein frohes Dankgefühl gegen den, der ihr diesen Trieb ins Herz gelegt. Wie wollte sie streben, das hohe Ziel, welches sie sich gesteckt, zu erreichen! Der erste Schritt war ja schon getan, und wie wird sich die Mutter freuen, wenn sie erfährt, daß sie schon gute Fortschritte gemacht! Sie konnte es kaum erwarten, bis sie ihr alles würde erzählen können, sie zählte schon ungeduldig die Stationen, die sie noch von der Heimat trennten, und als der Zug endlich glücklich an ihrem Bestimmungsort hielt und der Schaffner die Wagen geöffnet hatte, da flog sie mit einem Jubelruf der Mutter, die schon sehnsüchtig harrte, in die Arme. Unter fröhlichem Geplauder zog sie die Mutter ungeduldig vorwärts, und als sie am bescheidenen Häuschen angelangt waren, darin sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da flog sie die Treppe hinauf und stürmte in das stille Stübchen, um darin Umschau zu halten, ob alles noch an seinem alten Plätzchen stände. Ja, es war noch alles, wie sie es verlassen: aus der Ecke surrte die Schwarzwälder Kuckucksuhr ihr trauliches Ticktack, über dem Sopha hing das große Christuskreuz, und an der gegenüberliegenden Wand das Plockhorstische Bild „Lasset die Kindlein zu mir kommen". War sie nicht auch ein solches Kindlein, das mit gläubig vertrauendem Gemüt den Weg zum Heiland suchen und finden wollte? Ach ja, sie wollte es, sie wollte mit der Mutter bei Ihm sein, und auch den Vater hätte sie so gerne mitgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jahr in Brasilien,

oder Streifbilder des Lebens von L. Horn

Fortsetzung.

Vor kurzem zog der Urwald Santa Rosa viele hiesige Kolonisten, ja selbst manchen Städter und Handwerker des Auslandes an. In aller Erinnerung sind noch die vielversprechenden Werbeartikel im Wahrheitszeugen und Hausfreund von H. Krapp. Mancher hat das im Urwald nicht gefunden, was er erwartete — der

Urwald verlangt zunächst harte Arbeit — und ist enttäuscht davon gegangen; ein anderer ist mit Ingrimm sitzen geblieben; doch mit der Zeit wird die Mühe und der vergossene Schweiß belohnt, und der Kolonist gewinnt eine Zuversicht. Wie es auch immer sei, das geflügelte Wort: „Der Erste hat Not, der Zweite — noch wenig Brot, erst der Dritte kann es reichlich essen", trifft hier nicht zu. Wer in physischer und geistiger Weise nicht versagt, kommt vorwärts und darf in wenigen Jahren die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genießen und nicht sorgenvoll in die Zukunft blicken.

Im Urwald Santa Rosa läßt es sich heute schon leben; auch führen gute und bequeme Autostraßen durch dies Gebiet, das in wenigen Stunden von der Bahn zu erreichen ist. Der Kolonist hat die Möglichkeit, an den neuangelegten Handelsplätzen, oder in den Venden, seine Produkte abzusetzen und fühlt sich nicht mehr so vereinsamt, wie die früheren Eingewanderten vor 40 Jahren.

Mit uns zugleich wanderten vor einem Jahre 14 wolhynische Familien in Brasilien ein und ließen sich in den Linien von Ijuhy und Santa Rosa nieder. Jetzt hörte ich, daß sie sich schon eines leidlichen. Daseins erfreuen und nicht mehr nach Wolhynien zurück wollen. Die Leute vergessen bald die Heimat und bekommen bei der Arbeit auch kein Heimweh.

Unlängst besuchten wir den 60 Kilometer von uns entfernt liegenden Urwald am Rio Bugro, d. h. dem Bugroflusse. Die Bugros waren früher die Ureinwohner des Urwaldes auf der Serra. Sie bildeten einen Zweig des Völkerstammes der Guarany. Von diesen Völkergruppen sind auch diese Namen abgeleitet. Sowohl diese, als auch jene sind von den weißen Einwanderern verdrängt worden und gehören der Vergangenheit an. Einige Reste sind von der brasilianischen Regierung gezähmt und angesiedelt worden. Vor einiger Zeit traf ich unterwegs einen kleinen Trupp dieser Bugros. Sie sind klein von Wuchs, schwarz doch nicht kraushaarig, wie die Neger; sie sind eigentlich Rothäute und gehören unter die Indianer Südamerikas. Sie waren nur notdürftig gekleidet und, äußerlich betrachtet, kaum zu unterscheiden von dem Mischvolk der Supobrasilianer.

Bald nach der Entdeckung Süd-Amerikas entfalteten die spanischen Jesuiten eine rege Mission unter diesen Guaranys und Bugros und hatten großen Erfolg. Diese Rothäute erwiesen sich den Jesuiten zugänglich, nahmen das römische Christentum an und wurden mit dem Segen der Kultur bekannt. Die Jesuiten führten nützliche Handwerker ein, welche mit Hilfe der Ureinwohner schöne Niederlassungen schufen und großartige Bauten und Kirchen aufführten. Die Waldungen wurden gelichtet und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Hier trieb man Ackerbau und legte große Orangenhaine an. Einige dieser Orangenanlagen sind noch vorhanden in denen Reisende soviel pflücken dürfen als sie verzehren konnen, nur mitnehmen ist nicht gestattet.

In den Bürgerkriegen, die z. Zt. Brasilien unter sich oder auch mit den Nachbarstaaten führte, wurden die Jesuiten in ihren Niederlassungen auch mit hineinverwickelt und ihre ganze Mission zerstört. Nur einige wenige Ueberreste, wie Sao Miguel zeugen von früherem Glanz und Herrlichkeit.

Die Jesuiten wurden des Landes verwiesen, und die bekehrten Rothäute zerstreuten sich in den Wäldern, oder gingen nach Argentinien und Paraguay. Dieses Gebiet trägt bis heute noch den Namen dos Missioes, d. h. Missionsgebiet, und sind darum auch alle Benennungen der Städte „santo" oder „sao" d. h. heilig, z. B. Santo Angelo, Santa Maria, Sao Joao, Sao Antonio, San Lum; überhaupt tragen die meisten Städte, Dörfer und Flüsse heilige Namen. Alles ist heilig nur die Menschen sind nicht heilig. Die Sünde wuchert hier wie überall, doch diese alten Bewohner des Landes, d. h. die Nachkommen Hams, die Neger und die Mestizen oder Nachkömmlinge von weißen, roten und anderen Bewohnern des Landes, sind dem Evangelium auch zugänglich, die schwedische Mission wirkt unter ihnen mit nicht geringem Erfolg. Auch die Methodisten verrichten gute Arbeit und haben zahlreiche Gemeinden.

Doch zurück zu der Ansiedlung am Rio Bugro. Vor etwa 3 Jahren fanden einige Mitglieder der Gemeinde Guarany diesen vergessenen Winkel auf Gottes Erdboden, erwarben dort Regierungsland und siedelten sich an. Ein neuangekommener Bruder aus Wolhynien wagte in dieses Dickicht vorzudringen und ließ sich mitten im Urwald nieder. Was dieses heißt, muß man aus eigener Anschauung kennen lernen. Bald folgten andere seiner Spur; auch lutherische Männer ließen sich dort nieder, und heute ist schon die Frucht Ihrer Arbeit zu sehen. Sie nähren sich von ihrer Hände Arbeit und

der Grund zu einer Niederlassung ist gelegt. Es führt schon ein Fahrweg in diesen Urwald hinein und man kann zu Pferd und zu Wagen dorthin gelangen. Die Geschwister haben schon eine kleine Versammlung und pflegen Gesang und S.-Schule.

Die Ansiedlung erstreckt sich den Bugrofluß entlang und liegt in einem Tale zwischen hohen Bergen, auf deren Gipfeln der immergrüne Wald sich wiegt und dem Besucher ein prächtiges Panorama bietet. Der Rio Bugro windet sich durch Felsen und Schluchten hindurch, nimmt unterwegs viele Bäche in sich auf, wird immer größer und fällt in den $1^1/_2$ Kilometer breiten Uruguay, der die Grenze zwischen Brasilien und Argentinien bildet. Mitunter ist der Rio Bugro ganz flach, so daß man ihn ungefährdet passieren kann, zu Zeiten schwillt er infolge starker Niederschläge mächtig an und ist ein Verkehrshindernis für die neuen Ansiedler. Doch mit der Zeit wird er überall an Verkehrsstraßen überbrückt und leicht überwunden werden.

Einen eigentümlichen Eindruck macht doch solche neue Ansiedlung, besonders, wenn die Berge, von dichtem Nebel eingehüllt, so feenhaft erscheinen. Das Echo widerhallt in verschiedenen Variationen und ist in weiter Ferne hörbar. Der Schall der gesungenen Lieder läuft das Bugrotal entlang und ist noch am Uruguay zu vernehmen.

Wenn jemand keine Stelle hat und Unternehmungsgeist und Ausdauer besitzt, so kann er dort noch zu etwas kommen. Das Land ist billig und reichlich zu haben. Nur muß man zuerst alles in Kauf nehmen und nicht vor den ersten Schwierigkeiten erschrecken. Die Geschwister sind recht vergnügt, singen, beten und loben Gott und glauben, daß es nirgends schöner sei als im Bugrotal.

Es soll auch niemand denken, daß die Leute den Halbwilden Bugros ähnlich sähen, nein im Gegenteil, sie stechen in nichts von den übrigen Bewohnern des Landes ab.

Fortsettzung folgt.

Gemeindeberichte

Aleksandrow. Am 30. Juni konnten wir mit 8 Geretteten ins Wassergrab steigen und sie auf ihr Bekenntnis hin in Christi Tod taufen. Bis auf zwei Sonntagsschüler waren diesmal erwachsene Täuflinge, die ein öffentliches Bekenntnis ihres Glaubens ablegten. Unser Gebet ist, der Herr möchte die jungen Kinder in Christo stärken, führen, segnen und zum Segen setzen. Als Gemeinde warten wir auf weiteren Segen von oben.

Das Leben in der Gemeinde geht langsam vorwärts. Wir möchten es anders haben, mehr Eifer und Hingabe sehen. Es scheint, als ob die Kinder Gottes in letzter Zeit in ihrem Wirken und Zeugen für ihren Herrn und Meister nachlassen wollten; es ist nicht mehr das Feuer der ersten Liebe vorhanden; man ist bequem geworden und läßt gern andere in die Lücken treten — damit man zurückbleiben kann. Daß dies im gewissen Sinne mit dem Zeitgeist zusammenhängt, der dem Volke Gottes in diesen Tagen besondere Aufmerksamkeit schenkt und „alles" aufbietet, um uns müde und mürbe zu machen, kann zugegeben werden, darf aber für uns keine Entschuldigung sein. „Gottes Volk darf nicht ermüden..." singt der Dichter. Diese Abspannung unter den Gläubigen wollen andere ausnützen, und, wie wir es immer wieder merken können, sie wird ausgenützt. Auch Gläubige, klein an der Zahl, im Eifer der ersten Liebe, in besondere Freundlichkeit gehüllt, suchen in unsere Kreise einzudringen und Proseliten zu machen. Man zeichnet ein dunkles Bild, mit dem man unsere Gemeinden und Prediger in Mißkredit bringen will, um das eigene Licht desto heller scheinen zu lassen. Bei uns in Aleksandrow haben die Pfingstgemeindler erneut eingesetzt und suchen, wen sie gewinnen. Sie nennen sich hier Evangelische Christen und nicht „Pfingst"-gemeinde. Warum dies? Man könnte ja manche Erklärung hierfür suchen und finden, doch wir wollen es nicht, da mit dem Namen „Pfingstgemeinde" manch unerquickliches Geschehen zusammenhängt. Schade um die irrenden Geschwister! Wüßten sie, wie lieb wir sie noch immer haben, sie würden manchmal anders sein. Ich persönlich folge der Bewegung, um, wenn die Zeit kommt, den Aufrichtigen dienen zu können, denn es gibt viel Verirrte, ich will nicht sagen „Verführte" in ihren Reihen. Geschwister, laßt uns beten, ernstlich beten, daß wir in dieser Zeit nicht in Irrtum fallen, sondern den klaren biblischen Richtlinien folgen.

Eduard Kupsch.

Lessen-Neubrück. Am Sonntag, den 28. April, veranstaltete unsere Jugend in Partenschin am Nachmittag ein schönes Jugendfest, das gut besucht war. Ein Deklamatorium, welches die Lebensgeschichte Daniels darstellte, wurde gut vorgetragen und machte auf die Anwesenden einen tiefernsten Eindruck. Unter den Teilnehmern befand sich auch unser Kolporteur, Br. Buchholz, der über das Wort „Jugendfest" sprach und der Jugend zeigte, wie und worin die Jugend „fest" sein soll. Alles Vorgetragene wurde durchflochten mit Gesang und Musik. Am Schluß gab es für alle Teilnehmer noch eine leibliche Erquickung.

Am zweiten Pfingstfeiertage fand bei warmem Frühlingswetter in der schön geschmückten Kapelle in Plessen ein herrliches und vom Herrn gesegnetes Tauffest statt, zu dem etwa 500 Personen erschienen waren. Durch die gesegneten Evangelisationsversammlungen in den Wintermonaten in Neubrück, Plessen, Nogat und Partenschin wurden Seelen zum Herrn bekehrt, und diese folgten nun auch freudig und gern ihrem Erlöser ins Wassergrab. Getauft wurden: zwei Ehepaare, ein Eheman, zwei Jünglinge, eine Jungfrau und drei Sonntagsschüler. Nach der Taufe folgte die Einführung der Neugetauften in die Gemeinde sowie die Feier des heiligen Abendmahls.

A. H. Sommer.

Thorn, Wir schauen auf eine letzte inhaltsreiche Woche zurück, in der wir so deutlich wahrnehmen konnten, wie schnell Leid und Freude im Leben wechseln; wie es von der Bahre einer Greisin zu der eines Kindes, vom Hochzeitsjubel zum Festgesang geht.

Zuerst brachten wir am 24. vorigen Monats unsere alte Schwester Wilhelmine Leichnitz, geb. Krüger, zur Ruhe. In ihrem hohen Alter von 76 Jahren holte sie der Herr nach kurzer aber schwerer Krankheit in die obere Heimat. Durch ihr Scheiden entsteht eine Lücke in unseren Reihen, war sie doch eins unserer ältesten, treuesten Mitglieder, das durch seine tief Frömmigkeit und aufopfernde Liebe vielen ein Vorbild war. Durch die 50 Jahre ihrer Mitg.iedschaft war ihr Platz im Gotteshause fast nie leer. Trotz der weiten Entfernung sah man unsere alte Schwester beinahe sonntäglich den einstündigen Weg zur Kapelle zurücklegen. Ihr Lebenspfad führte durch viel Dornen: vor 9 Jahren verlor sie ihren Gatten Gustav Leichnitz, mit dem sie 46 Jahre eng verbunden war; von ihren 5 Kindern, die ihnen der Herr schenkte, gingen ihr 4 in den frühesten Kindheitsjahren voraus; eine Tochter, die Frau unseres Bruders Andreas Steinke, blieb ihr als Trost und, wie sie auch glaubte, als Stütze und Freude des Alters. Doch auch dies Kind mußte sie bald hergeben. Nun feiert sie droben ein herrliches Wiedersehen. „Wir ziehen dahin an die Stätte, davon der Herr gesagt hat, ich will sie euch geben" 4. Mose 10, 29, war das Textwort, welches Unterzeichneter an die große Trauerversammlung auf dem Friedhof richtete.

Sonnabend, der 6. Juli fand uns wieder auf einer Begräbnisstätte, und zwar in Thorn, woselbst nach einer Blinddarmoperation das letzte Kindchen unserer Geschwister Bakowski aus der Gemeinde Rypin-Tomaschewo starb.

Der 30. Juni brachte uns alle von nah und fern zu einem frohen Festsonntag an unserem Gemeindeort Thorn zusammen. Wie freuten wir uns über das prächtige Wetter, das der so regenreichen Woche gefolgt war, auch über den vielen lieben Besuch von unseren Stationen und der Nachbargemeinde Briesen! Auch Pred. Naber war unserer Einladung gefolgt und verkündigte das Wort einer großen aufmerksamen Versammlung. Während wir am Nachm. in üblicher froher Weise unseren Festgottesdienst begingen, der verschönt durch mannigfaltige Deklamationen und Gesänge recht befriedigend ausfiel, bildete doch der Vormittag den Höhepunkt unserer Freude. Wenn es auch nur 4 Seelen waren, die wir durch die Taufe in unsere Reihen aufnehmen konnten, so freuten wir uns doch sehr darüber, da uns dies nach zwei Jahren zum ersten Mal wieder am Gemeindeort vergönnt war. Schon einmal in diesem Jahr, und zwar am 2. Pfingstfeiertage standen wir am Wassergrab auf unserer Station Schwarzbruch, wo auch eine Seele in Jesu Tod getauft werden konnte. Diese Feste rechnen wir stets zu den schönsten, und wie gerne würden wir sie öfter feiern. Wir wissen ja, der Herr kann noch Größeres tun, und voll Erwartung und Vertrauen blicken wir in die Zukunft.

R. Kretsch.

Wochenrundschau

In Paris hielt bei dem Festessen am Schluß der Tagung des französischen Industrieverbandes der Abgeordnete Fougere eine aufsehenerregende Rede, in der er über Amerika unter anderem sagte, Amerika sei eine edlerer Gefühle unfähige Nation, die die Welt durch ihr wirtschaftliches Uebergewicht zu erdrücken drohe. Amerika bedeute eine weit größere Gefahr als die, gegen die Frankreich vor 15 Jahren habe kämpfen müssen. Wenn wir, so fuhr der Redner fort, um unsere Freiheit zurückzuerobern, Amerika die Milliarden zurückgeben müßen, die es für sein Bestehen für notwendig zu erachten scheint, so werden wir sie ihm geben, obwohl Amerika drei Viertel des Goldes der ganzen Welt besitzt. Vielleicht werden wir gezwungen sein, uns an unsere Gegner von gestern zu wenden, um mit ihnen ein wirtschaftliches Bündnis zu schließen und Europa zu retten.

Nach Moskauer Meldungen vernichtete ein Großfeuer in einem Dorfe bei Homel 114 Häuser. Mehrere hundert Familien sind obdachlos geworden. Die Zahl der Todesopfer soll acht betragen. Die Brandursache ist noch nicht festgestellt. Desgleichen ging in der Provinz Pensa ein tartarisches Dorf in Flammen auf, wobei 117 Häuser eingeäschert wurden.

Ein teurer Blinddarm. Wenn der gute König Aman Ullah wieder europäischen Boden betritt, wird er wohl einen weiten Bogen um die Schweiz machen müssen, denn dort liegen nämlich Pfändungsprotokolle vor, da er sich bei seiner Europareise den Blinddarm entfernen ließ und dazu zwei der größten Schweizer Spezialisten in Anspruch nahm. Nun hatte man ihm zwar eine Rechnung über 1000 Pfund Sterling (etwa 44,000 Złoty) vorgelegt; er honorierte sie aber nur mit 1000 Schweizer Franken und meinte, diese Summe sei hoch genug. Diese Ansicht teilen aber die Schweizer Kapazitäten nicht, und man darf auf den Ausgang einer Klage gespannt sein.

In der Schweiz ist von Dornier ein zwölfmotoriges Flugschiff fertiggestellt worden, an dem über $2^1/_2$ Jahre gearbeitet wurde. Die Spannweite dieses Flugzeuges beträgt 48 Meter, die Länge etwas über 40 Meter, während die Höhe 10 Meter ausmacht. Die 12 Motore verfügen über eine Kraft von 6300 PS. und können eine Höchstgeschwindigkeit von 250 Kilometer-Stunden entwickeln. Die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit ist auf 190 Kilometer-Stunden berechnet. Bei einem Fluge über einen Aktionsradius von 1000 Kilometer kann das Schiff mit 50 Prozent Betriebsstoff Reserve 120 Passagiere befördern.

In England ist in der Milfraen-Grube ein schweres Explosionsunglück erfolgt, dem mehrere Menschen zum Opfer gefallen sind. Die Rettungsarbeiten, die sofort in Angriff genommen wurden, waren durch die Entwicklung von Giftgasen außerordentlich erschwert. Erst nach stundenlangen Anstrengungen gelang es 5 Tote zu bergen. 9 Bergarbeiter haben schwere Brandwunden davongetragen und zwei werden ganz vermißt.

Die Rettungsmannschaften mußten verschiedene Male zurückgezogen werden, da neben der Entwicklung von Giftgasen ständig Einstürze im Schacht erfolgten. Zur Zeit der Explosion arbeiteten etwa 60 Mann in der Grube.

In Gillingham, England, hatte die Feuerwehr zur Vorführung von Rettungsaktionen aus Holz und Leinwand ein Gerüst aufgerichtet, das ein Haus darstellen sollte. Im Innern des Hauses befanden sich 9 Seekadetten, die die zu rettenden Bewohner des Hauses darstellten. Plötzlich geriet der Bau in Brand und stürzte in Flammen gehüllt zusammen. Alle 9 Kadetten so wie andere 4 Personen kamen in den Flammen um, während hunderte von Zuschauern der Tragödie beiwohnten.

In Amerika hat sich das Auffüllungsflugzeug „Angeline" $246^1/_2$ Stunden in der Luft gehalten und über 32,000 Kilometer zurückgelegt.

In New York hat Frau Parrot Carey einen neuen, sehr praktischen Straßenreinigungswagen erfunden, der ohne Wasser die Straßen von Schmutz befreit. Am hinteren Ende dieses Wagens sind Säcke angebracht, die nach dem Prinzip des Staubsaugers allen Schmutz aufnehmen. Es wird dadurch kein Staub mehr aufgewirbelt und eine higienisch einwandfreie Straßenreinigung erzielt.

In Rußland hat der Kriegs- und Revolutionsrat der Sowietunion eine aufsehenerregende Mitteilung veröffentlicht. Die militärischen Jahrgänge von Heer und Flotte 1927, 1926 und 1925 werden nicht in die Reserven

entlassen, wie bisher üblich, sondern nur in langfristigen Urlaub überführt. Während die Infanterie, Kavallerie und Flottentruppenteile noch in diesem Kalenderjahr zu verschiedenen Fristen beurlaubt werden, werden die Truppenteile der O. G. P. U., die schon in diesem Jahre ausgedient haben, erst im nächsten Kalenderjahr beurlaubt.

In Rumänien kam es zu einem Feuergefecht zwischen Gendarmen und einer 50 Mann starken Räuberbande. Die Räuber hatten ihr Lager im Sumpfgebiet an der Küste des Schwarzen Meeres aufgeschlagen. Trotz zweier Angriffe gelang es den Gendarmen nicht, die Räuber festzunehmen. Diese konnten sich vielmehr nach längerem Kampf unter Feuerdeckung zurückziehen. Ein Gendarm wurde getötet, einer verwundet und einer vermißt. In dem verlassenen Lager fand man große Mengen Munition, Waffen und Nahrungsmittel.

Eine furchtbare Wetterkatastrophe hat in Persien, im Bezirk von Täbris gewaltige Verwüstungen und Ueberschwemmungen hervorgerufen. Die Straßen sind gänzlich unbrauchbar geworden. Etwa 2000 Häuser sind völlig zerstört und eine Anzahl Dörfer ist so gut wie völlig vernichtet, wobei über 400 Menschen ums Leben kamen.

Bekanntmachung.

Die Konferenz der Zduńska-Wolaer Jugendvereinigung soll, so Gott Gnade schenkt, vom 7.—8. September in Pęczniew stattfinden. Beginn der Konferenz um 9 Uhr morgens. Die Fahrt geht von Kalisch mit dem Warta-Auto bis Miłkowice um 1/2 4 und 1/2 5 Uhr nachmittags. Die Fahrt von Zduńska-Wola mit der Bahn bis Sieradz, dann per Auto über Warta-Dobra-Miłkowice. Von Miłkowice sind noch 3 1/2 Kilom. bis Pęczniew.

Etwaige Anträge und Wünsche sind rechtzeitig an Unterzeichneten zu richten.

Alle Vereine unserer Vereinigung sind frdl. ersucht, fürbittend der Konferenz zu gedenken und regen Anteil daran zu nehmen.

J. Gottschalk, Dąbie n/Nerem.

Anschließend an obige Bekanntmachung ladet die Gemeinde Pęczniew ihrerseits die Abgeordneten und Konferenzgäste aus den Vereinen herzlichst zu sich ein. Da die Gem. klein und entlegen ist, wird gebeten, um ganz genaue und rechtzeitige Anmeldung bis spätestens 20. August 1929.

Im Auftrage der Gem.
Pr. J. Krüger, E. Krüger,
Sekretärin.

Quittungen

Für den Hausfreund eingegangen:

Amerika: D. Knopf 2 Dol., E. Mielke 8 Dol., **Berestowiec:** J. Kusmaul 10,80. **Białowieża:** H. Siemionowa 7, **Białystok:** G. Boge 29,25, E. Stańczyk 2,65. **Biechówko:** G. Retzlaff 8,40. **Canada:** H. Grunert 3 Dol, B. Groß 5 Dol. **Chełm:** W. Jeske 10 60. **Chełmża:** A. Beilharz 10,60. **Chodzież:** E. Jaske 72. **Czechy:** E. Kautz 15,90. **Czermin:** E. Tuczek 25,60. **Deutschland:** J. Kilimann Mk 2. **Falenica:** J. Ratz 5,30. **Grudziądz:** L. Buchholz 61,75. **Janówka:** F. Sonnenberg 5,30. **Kęszyce:** J. Litke 22. **Kicin:** E. Bąkowski 56,25. **Krucha:** A. Wurtz 13,50. **Lipiny:** E. Frank 13,50. **Lodz:** G. Zerndt 10,60. A. Hinz 5. **Lodz 1:** Gietzel 2, Arndt 2, Freigang 2, Mohr 3, Kubik 5, Pappe 5. W. Witt 6,50, Frenzel 5. **Lodz 2:** J. Grunwald 5. **Łopatki:** J. Weiß 28. **Mieleczyn:** F. Lorenz 5,30. **Niemojewice:** A. Münch 10.60. **Nowe-Mosty:** E. Grapentin 63. **Sarbka:** G. Kühn 11. **Sierakowo:** G. Fogt 12, F. Wilmer 3,35. **Szymwałd:** A. Wendland 8. **Trutowo:** E. Förster 23. **Ucządz:** K. Sorge 12. **Wielki Wełcz:** J. Schwarz 5,30. **Władysławów:** K. Krinka 10,60. **Zdołbunowo:** W. Wolański 11. **Zelów:** K. Strzelec 5. **Zgierz:** A. Schulz 30. **Zguiłebłoty:** F. Giese 35.

Allen lieben Gebern dankt aufs herzlichste
Die Schriftleitung.

Für den Kapellenbau in Kicin:

Im April eingegangen: Gem. **Lodz 1:** Tellerkollekte 580. A. Horak 500, W. Wenske 50, Aug. Wenske 50, W. u. E. David 40. J. Behm 45, O. Petasch 5, J. Beigeld 5, R. Wahl 5, O. Luther 10, E. Jakóbowska 7, A. Klatt 5, E. Hausig 10, R. Lenz 10, E. Recks 2, F. Ewert 5, G. Grenke 5, R. Jordan 10, E. Zerfas 5, M. Kupsch 5, E. Schmalz 40, F. Golz 20, A. Rist 10, Ungenannt 5, J. Strobeil 5, P. Fiebrandt 10, Jungfrauenverein 8 55, F. Lenz 5. B. Schuhmann 5, E. Wudel 5, **Chełm:** R. Wegner 10, **Niedrzwica:** D. Witt 10, K. Witt 50, R. Witt 20, R. Hoffmann 15, J. Zuch 25, **Schöneck:** F. Freitag 20.65, **Inowrocław:** 128,75, **Sielec:** 115, **Rojewo:** 20.

Besten Dank, D. Schmidt.

Wydawca i Redaktor: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130